

sich fort und fort entfaltenden Lebens. Die geschichtliche Stunde des isländischen Bauerntums forderte damals gebieterisch die Annahme des Christentums, wie sie morgen vielleicht dasselbe Christentum ablehnen kann, wenn es „lebensunwahr“ geworden ist. Auch das Christentum ist nur ein Moment in der Entwicklung des schöpferisch gedachten Lebens. Der Mensch bleibt das Maß aller Dinge. Christus ist in Wahrheit doch nicht der Kyrios geworden.

So bleibt ein letztes Unbefriedigtsein bei diesem künstlerisch starken Werk Gunnarssons. Trotzdem versöhnt in etwa eine wirklich große Liebe und Hochachtung vor der Gestalt des Weißen Krist, gerade in seiner leidenden Gestalt. Die Reflexionen des greisen Asenpriesters Runold vor dem großen Christenkreuz auf der Thingstätte beleuchten sinnbildlich die Stellung des Christentums in unserer Zeit: „Aber noch etwas war geschehen. Die Christen hatten ein zweites Kreuz errichtet — ein großes Kreuz, das von mehreren Männern getragen wurde. An diesem Kreuz hing ihr Gott, der Weiße Krist, schrecklich anzusehen — mit blutenden Wunden und einem zum Kranze gewundenen Dornenzweig gleich einer Glorie des Schmerzes um sein ohnmächtig gesenktes Haupt. Sicherlich war die Aufrichtung dieses Kreuzes als eine Herausforderung gedacht. Vielleicht auch zugleich als Triumph? Es war erschütternd, wie sie diesen ihren toten Gott in vollem Tageslicht zeigten, so mausetot — und doch so ungeheuer lebendig. So lebendig, daß mir einen Augenblick lang jegliches Leben — auch mein eigenes — in ihm gesammelt schien. Das tat wohl die Angst um dich, mein Sohn, und der Schmerz, den ich während des letzten Jahres gelitten hatte. Aber ich sah auch viele der andern Männer erleichen. Die Unsern standen stumm um uns geschart. Eine Weile waren sie wie von Schreck und Ohnmacht geschlagen. Und kann man sich darüber wundern? Dieser Gott dort am Kreuze, den sie brachten — war er nicht ebensogut unser Gott wie der ihre? Waren es nicht wir selbst, nicht alle Menschen der Erde — der Mann, der Mensch —, preisgegeben der Willkür des Lebens? Tot am Stamme, nach-

dem der letzte, bittere Becher geleert ist? (S. 165). Heinrich Roos S. J.

„Ein feste Burg“

Luthers kraftvolles Kirchenlied „Ein feste Burg ist unser Gott“ ist bei den Protestanten sehr häufig zum Gegenstand und Ausgangspunkt wissenschaftlicher Untersuchungen gemacht worden. Von katholischer Seite hat ihm H. Grisar im vierten Hefte seiner „Luther-Studien“ eine eingehende Abhandlung gewidmet (Freiburg 1922, Herder). Die Meinungsverschiedenheiten, die sich zwischen den einzelnen Forschern ergeben haben, drehen sich besonders um die Entstehungszeit und die ursprüngliche Zielrichtung des Liedes. Da ein direktes Zeugnis darüber fehlt, gehen die Ansichten merkwürdig auseinander. Viele brachten das Lied — der Wunsch war sicher oft des Gedankens Vater — in Zusammenhang mit Luthers Auftreten auf dem Reichstag zu Worms (April 1521) und sahen in seinem Text das Widerspiel des „Luthertrotzes“: „und wenn die Welt voll Teufel wär“. Aber diese Ansicht, die noch von Friedrich Spitta 1905 und später verteidigt wurde, ist immer mehr aufgegeben worden; denn es steht fest, daß die Drucklegung des Liedes nicht vor 1528 erfolgte, und es widerspricht aller Wahrscheinlichkeit, daß ein derartiges Lied in der damaligen druckseligen Zeit jahrelang ungedruckt geblieben sein sollte. Einig aber war man bisher darüber, daß seine Strophen als ein Kampflied des evangelischen Christentums gegen Papst und Papisten zu gelten haben.

Nun haben im letzten Jahre zwei protestantische Gelehrte gleichzeitig und offenbar voneinander unabhängig sich gegen diese allgemeine Auffassung gewandt und den Nachweis versucht, daß Luthers Lied gar nicht gegen die Katholiken, sondern gegen die Türken gerichtet sei. Es sind dies der Theologe Johannes Ficker in einem kurzen Aufsatz der Wochenschrift „Deutsches Pfarrerblatt“ (Essen, Nr. 18 vom 5. Mai S. 308 f. — Einzeluntersuchungen sollen noch folgen) und der Historiker Georg Wolfram in einer eigenen Schrift „Ein feste Burg ist unser Gott. Die Entstehungszeit und der ursprüngliche Sinn

des Lutherlieds“¹. Sie stützen sich dabei hauptsächlich auf den Vergleich des Liedes mit den beiden Schriften Luthers aus dem Jahre 1529: „Vom Kriege wider die Türken“ und „Eine Heerpredigt wider den Türken“. Stimmung und Worte dieser Schriften befanden sich in auffallendem Einklang mit dem Kampfgeist und den Worten des Liedes, so daß kein Zweifel möglich sei: „Das Lutherlied ist im Jahre 1529 (wohl Ende Oktober oder November) entstanden und gegen die Türken gerichtet.“

Daher schließt Wolfram seine Schrift mit den auch für weitere Kreise bemerkenswerten Worten: „Das Lied konnte recht wohl als protestantisches Glaubenslied angesehen werden, wenn man seine Zeilen nicht auf das einzelne Wort prüfte. Auch Luther hat keinen Einspruch gegen diese spätere Auffassung, die ja seiner eigenen durchaus entsprach, erhoben und hatte keine Ursache, durch eine historische Erörterung sich der volkstümlichen Interpretation entgegenzustellen. So soll auch diese rein wissenschaftliche historisch-kritische Untersuchung an der bisherigen Einstellung nichts ändern. Welch gewaltige Wirkung es noch im Weltkrieg hatte, als wir — Protestanten und Katholiken — es gegen Frankreich gesungen haben, brauche ich nicht zu sagen. Möge das Christenlied, wenn es auch durch den Kampf gegen die Türken veranlaßt wurde, auch weiterhin als christlich-protestantisches Glaubenslied gelten, wenn es auch unserer Zeit und dem Ergebnis dieser Untersuchung nicht mehr entspricht, daß es als Kampflied gegen Papst und Katholizismus gesungen wird.“

Diesem wohlthuend berührenden Ausklang mag es nicht zum wenigsten zu verdanken sein, daß die neue Erklärung manche Zustimmung gefunden hat. Denn wer sollte sich nicht darüber freuen, daß ein Stein des Anstoßes im Verhältnis zwischen den beiden christlichen Bekenntnissen aus dem Weg geräumt wird? Es kann ja nicht dem Frieden und der Versöhnung dienen, wenn die Konfessionen Trutzlieder gegeneinander singen. Indessen muß die geschichtliche Frage

nach der Entstehungszeit und dem ursprünglichen Sinn des Lutherliedes natürlich von unseren heutigen Anschauungen und Wünschen gänzlich unabhängig bleiben.

Die beiden Verfasser können aber darauf hinweisen, daß Luther sich um die genannte Zeit sehr ernstlich mit der Türkennot befaßt hat (was offenbar ist), und sie heben eine Reihe merkwürdiger Übereinstimmungen hervor, die sich in Gehalt und Worten des Liedes und der Türkenschriften des Jahres 1529 aufzeigen lassen. So die sprachlichen Wendungen: „Wehr und Waffen“, „Macht und List“, „kein andrer Gott“, der Satan „der Fürst der Welt“, „sauer“ sehen bzw. sich stellen, „keinen Dank dazu haben“, „Weib, Hof, Kind“, „kein Gewinn“ und ähnliches. Läßt man nur diese Anklänge auf sich wirken, so ist man geneigt, sie als „frappant“ anzusehen und der neuen Erklärung zuzustimmen. Schaut man aber in die überreiche Literatur zu unserer Frage und berücksichtigt man Luthers Schriften, Gesinnung und Stimmung, dann erheben sich erste Bedenken gegen die Wahrscheinlichkeit der neuen Deutung. Zwingende Gründe, die ihre Unmöglichkeit dartun, lassen sich natürlich in einer so umstrittenen Frage nicht beibringen.

Es macht schon mißtrauisch, daß bis 1936 keiner der vielen Forscher und Erklärer des Liedes auf den Gedanken gekommen ist, ein Lied gegen die Türken vor sich zu haben, obwohl man die ganze Lutherliteratur auf „Anklänge“ untersucht hat und das Lied ein „ausgezeichneter Tummelplatz“ für die Hymnologen (W 35, 186) geworden ist. Aber immer blieb der Sinn des Liedes unumstritten. Von Anfang an bis heute, bereits 1531 (W 35, 226; vgl. Lucke in „Lutherstudien“ 1917, 113 und Grisar 20), wurde das Lied als das Lied der Evangelischen und der klassische Ausdruck ihrer Kirche aufgefaßt. Als das eigentliche Reformationslied, das Lutherlied, der „Triumphgesang einer neuen Kirche, einer neuen Zeit“ (W 35, 185, 193, 218) lebte und lebt es im Bewußtsein des protestantischen Volkes. Schon diese Tatsache beweist, wie wenig sinnfällig die Türkennot in dem Lied anklingt. Mehr als auffallend ist es auch, daß sich weder in den vielen Schriften Luthers noch in

¹ 32 S., Berlin und Leipzig 1936, Gruyter & Co. M. 1. — Im Folgenden W = Weimarer Lutherausgabe.

denen seiner Zeitgenossen die geringste Andeutung über die antitürkische Tendenz des Liedes findet, während aus der Reformationszeit deutliche Zeugnisse vorliegen, die diese Annahme ausschließen (Wolfram 10. 11).

Sodann eine wichtige, vielleicht entscheidende bibliographische Feststellung oder Vermutung. W. Lucke, der Bearbeiter der Lutherlieder in der Weimarer Lutherausgabe, ist mit einem kaum zu überbietenden Fleiß und Scharfsinn allen bibliographischen Spuren des Liedes nachgegangen und glaubt „mit Gewißheit — soweit man überhaupt von einer Gewißheit in einer rein philologischen Untersuchung sprechen kann —“ annehmen zu dürfen, daß das Lied bereits 1528 in dem Weißschen Wittenberger Gesangbuch erschienen ist². Mit dieser durchaus ernst zu nehmenden Vermutung, deren Schlüssigkeit auch andere Forscher wie A. E. Berger, H. Steinlein und H. Grisar anerkannten, würde die Rückführung des Liedes auf die Türkenschriften des Jahres 1529 hin-fällig werden.

Aber lassen wir diese bibliographische Frage beiseite und prüfen wir, ob die „Anklänge“ die neue Ansicht hinreichend stützen. Das ist zu bezweifeln. Im Leben Luthers wechselten häufig Stunden der Niedergeschlagenheit mit solchen überschäumender Zuversicht, so daß das Lied seinem Inhalte nach in jedes Lebensjahr Luthers seit 1521 passen würde. Luther macht in dem Liede sich und den Seinen Mut gegen die Anfechtungen des Teufels, wobei er seiner Gewohnheit gemäß alle seine menschlichen Widersacher ohne weiteres als Teufelsknechte betrachtet. So erklärt es sich auch, warum die Untersuchungen, die von dem Stimmungsgehalt des Liedes und den „Anklängen“ in anderen Schriften Luthers ausgehen, zu ganz verschiedenen Ergebnissen gelangen. Fast jedes Jahr zwischen 1521 bis 1530 ist als Entstehungszeit des Liedes in Anspruch genommen worden. Ja, einige Forscher glaubten sogar Tag und Stunde seiner Entstehung berechnen zu können (z. B. 31. Oktober 1525 abends, 1. November 1527, 14. April 1521: W 35, 189. 197. 217). Jedenfalls wird man es verstehen, wenn der „zum

Teil nicht sehr erquicklich anmutende Streit“ und die weitverbreitete „Sucht, Parallelen zu entdecken und aus ihnen Schlüsse zu ziehen“ (W 35, 186), W. Lucke zu dem abschließenden Urteil über die „Anklänge“ veranlassen: „Weder die Zuspitzung der Untersuchung auf Wortparallelen noch die auf Stimmungsparallelen kann bei der Frage nach der Entstehung des Liedes zum Ziele führen... Es ist bisher in der Untersuchung des Liedes soviel konstruiert und gekünstelt worden, daß es mir nicht angebracht erscheint, hier auf alten Bahnen neue Spuren finden zu wollen“ (W 35, 200. 229).

Die vorgebrachten „Anklänge“ lassen sich ja auch ohne Rücksicht auf die Türkennot aus dem Text des 46. (45.) Psalmes, den Luther als Vorlage benutzte, und der sonstigen Sprache der Bibel erklären, bzw. aus anderen Schriften Luthers belegen. So ist z. B. die „Not, die uns jetzt hat betroffen“ eine fast wörtliche Übersetzung der Vulgata-Worte: „tribulationibus, quae invenerunt nos nimis“. Der „alt böse Feind“, der mit großer Macht und List ausgerüstet ist, entspricht dem Drachen, der alten Schlange der Geheimen Offenbarung (12, 9; 20, 2), wie auch das Kampfbild der Apokalypse zu Stimmung und Worten unseres Liedes paßt. Die Bezeichnung des Teufels als des „Fürsten dieser Welt“ ist bei Luther so häufig, daß sie jede beweisende Kraft verliert (W 35, 193), und schon aus dem Jahre 1527 sind Äußerungen Luthers bekannt, daß keine Macht auf der Erde der des Teufels gleicht, und daß seinem Wüten das Wort Gottes entgegengestellt werden soll (W 35, 197. 198). Den Türken aber wird Christus nicht durch „ein Wörtlein“ fällen, sondern mit „Schwefel und Feuer“ vernichten (W 30 II 172, 11).

Andere Verse des Liedes können nur schwer oder überhaupt nicht mit der Türkennot in Zusammenhang gebracht werden, so z. B. der so bewußt herausgestellte Satz: „Das Wort sie sollen lassen stan“, zumal da Luther zwar nicht an allen, aber an manchen Stellen³ ausdrücklich bemerkt, daß der Türke den unterworfenen und unterwürfigen Chri-

² W 35, 228 f. 406. 43. 48. 55; ebenso in „Lutherstudien“ (Weimar 1917) 112.

³ W 30 II 151. 195, 16; so schon 1522: W 8, 709, 3. Anders: W 30 II 120, 31. 161, 29. 184, 5.

sten den Glauben (das Wort) unangefochten lasse, während der Papst ihn bedrohe und raube. Man prüfe endlich den kräftigen Schlußvers: „Das Reich muß uns doch bleiben!“ Sein nächstliegender und fast einzig möglicher Sinn ist ganz offenbar: „Das Reich (Gottes oder Christi) muß uns (den Bekennern des Wortes) doch (trotz aller Anfechtungen) bleiben.“ Das „Deutsche Reich“, an das Luther hier auch gedacht haben soll (Wolfram 25), konnte den Protestanten nicht bleiben, weil sie es nicht hatten, und eine Beziehung des „uns“ auf die Christen insgesamt, auf Protestanten und Katholiken, ist völlig unlutherisch. Wie wenig wahrscheinlich es ist, daß Luther bei dem „bleibenden“ Reich auch das Deutsche Reich vorschwebte, geht ferner daraus hervor, daß er, ganz befangen in dem Gedanken an die baldige Wiederkunft Christi zum Gericht, schreibt: „Die Welt ist ans Ende gekommen. Das Römische Reich ist fast dahin und zerrissen“ (W 30 II 143). Wer aber an das baldige Ende der Welt glaubt — und das tat Luther —, tröstet sich und andere nicht mit dem Deutschen Reich, das bleibe.

Alle diese gewichtigen Zweifel gegenüber der neuen Erklärung werden noch verstärkt, wenn man die Ansicht Luthers über den Krieg und Heeresdienst wider die Türken genau ins Auge faßt. Auch, und gerade in den beiden Türkenchriften des Jahres 1529 (W 30 II 81 ff.) lehrt Luther ausdrücklich und ausführlich, daß der Krieg wider den Türken eine rein weltliche Sache sei und als solche nur die weltliche Obrigkeit angehe. In diesem Kriege stehe nicht Glaube gegen Glaube, sondern Schwert gegen Schwert. Im Gehorsam gegen die weltliche Obrigkeit sollten die Untertanen wider den Türken zu Felde ziehen, um Mord und Brand vom Gebiet der Christen fernzuhalten, nicht um des Glaubens willen. Darum wirft Luther in scharfen Worten dem Papsttum vor, aus dem Türkenkrieg einen Kreuzzug gemacht zu haben. Nur insofern spielt der Glaube im Kriege gegen den Türken eine Rolle, als die Türkengefahr für die Christen eine ernste Mahnung zu Buße und Besserung sein soll. An die beiden Hauptmotive Luthers (Gehorsam gegen die weltliche Obrigkeit und Notwendigkeit christlicher Buße) finden sich in unserm Liede

keinerlei „Anklänge“. Es ist hier vielmehr von einem Glaubenskampf die Rede, in dem das „Wort“ als Waffe, Kraft und Schutz dient, und ein Glaubenskampf ist der Krieg gegen den Türken nach Luthers Anschauung eben nicht.

Doch wie immer man sich zu dem Für und Wider über Entstehung und Sinn des Lutherliedes stellen mag, jedenfalls darf die neue Deutung nicht zu der Vorstellung verleiten, als hätte Luther in seinem Liede so etwas wie eine gemeinsame christliche Front der Katholiken und Protestanten gegen den Unglauben aufgerichtet oder aufrichten wollen. Ein solcher Plan liegt gänzlich außerhalb der Gedanken- und Gefühlswelt Luthers wie des 16. Jahrhunderts überhaupt. In ihren Einleitungen zu den beiden Türkenchriften des Jahres 1529 bemerken daher die Herausgeber F. Cohrs und A. Goetze durchaus zutreffend: „Ihm (Luther) war der vornehmste Feind immer der Papst, und wer mit diesem gemeinsame Sache machte, konnte ihm kein Verbündeter sein, auch nicht in der Feindschaft wider den Türken... Wohl beherrscht auch unsere Schrift vor allem der Haß gegen den Papst und seine Herrschaft... Trotz der großen Not, die der Türke der Christenheit bereitet, hat Luther über ihn doch nicht seinen vornehmsten Gegner, den Feind seines Lebens, vergessen“ (W 30 II 95. 96. 151).

An allem Unheil, das dem Protestantismus widerfuhr, war nach Luthers und seiner Freunde Meinung der Papst mittelbar oder unmittelbar schuld (W 35, 242). Und der Papst war für ihn ebenso wie der Türke ein Knecht des Teufels. Kurz und kräftig sagt er in seiner „Heerpredigt wider den Türken“ (W 30 II 195 f.): „Summa: Wo wir hinkommen, da ist der rechte Wirt, der Teufel, daheim. Kommen wir zum Türken, so fahren wir zum Teufel. Bleiben wir unter dem Papst, so fallen wir in die Hölle. Eitel Teufel auf beiden Seiten und allenthalben.“⁴ In diesem Geiste dichtete er

⁴ Hier könnte man einen „Anklang“ an den Vers des Liedes finden: „Und wenn die Welt voll Teufel wär.“ Vorklang? Nachklang? Aber vom Teufel ist in den Schriften Luthers sehr viel die Rede.

später auch sein „Kinderlied, zu singen wider die zwei Erzfeinde Christi und seiner heiligen Kirche“ (W 35, 467):

„Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort
Und steur des Papsts und Türken Mord,
Die Jesum Christum, deinen Sohn,
Wollten stürzen von deinem Thron.“

Nach Luther „sind Türke und Papstum untereinander feind und halten doch wider Christum und sein Reich zusammen“ (W 30 II 144). Ja, in seinen Augen ist der Papst nicht besser, sondern schlechter als der Türke. Schon 1522 hatte er geschrieben, daß „an Leib, Gut und Seele des Papstes Regiment zehnmal ärger ist denn des Türken. Und wenn... man je den Türken vertilgen wollte, müßte man an dem Papst anfangen“⁵. Und an dieser Gesinnung hat er im wesentlichen sein Leben lang festgehalten. 1541/42 war wieder eine Zeit der Not, wo der Türke „an unsere Tür jetzt klopft und beut uns Trotz auf unser Misten“ (W 53, 396), und doch bleibt Luther in der „Verlegung des Alcoran Bruder Richardi“ (1542) bei seiner alten Ansicht. „Dort gegen Morgen hat er (Gott) verhängt, daß die Bestia, der schändliche Mahmet, hat die Welt verführt und zerplagt. Hie gegen Abend hat er den falschen Propheten, den leidigen Papst, lassen aufkommen, der die Welt viel subtiler betrogen und zermartert hat.... Und ich halte den Mahmet nicht für den Endechrist. Er macht's zu grob und hat einen kenntlichen schwarzen Teufel.... Aber der Papst bei uns ist der rechte Endechrist; der hat den hohen, subtilen, schönen, gleißenden Teufel. Der sitzt inwendig in der Christenheit.... Was andere Stücke sind, als Mord und Geiz, Hoffart, will ich jetzt nicht zählen, sonst würde hierin der Papst auch den Mahmet weit übertreffen.... Mahmet möchte vor der Welt schier heilig gegen ihn sein.... Gott gebe uns seine Gnade und strafe beide, Papst und Mahmet samt ihren Teufeln. Ich habe das meine getan als ein treuer Prophet und Prediger“ (W 53, 394—396).

Nach alledem könnte ohne Verletzung der geschichtlichen Wahrheit Luther selbst auf keinen Fall als Patron für ein christliches Zusammenstehen von Katholiken und Protestanten gegen den Unglauben angerufen werden. Es bleibt nun

die Frage, ob sich sein Lied als Brücke zwischen den getrennten Konfessionen eignet. Bisher hat es jedenfalls diesen Dienst im allgemeinen nicht geleistet; denn seine Auffassung als Reformationslied ließ es nicht zum Gemeingut der Christenheit oder des deutschen Volkes werden. Wolfram erwähnt, daß das Lied im Weltkrieg gemeinsam von Protestanten und Katholiken gesungen worden sei. Das mag vereinzelt, aber nicht häufig geschehen sein. Wiewohl ich vier Jahre bei konfessionell gemischten preussischen Truppen an verschiedenen Fronten als Feldgeistlicher tätig war, erinnere ich mich doch keiner einzigen Gelegenheit, bei der katholische Soldaten das Lutherlied gesungen hätten, und meine Erkundigungen bei andern Feldgeistlichen führten zu demselben Ergebnis. Die katholischen Soldaten waren ja mit dem Text des Liedes nicht vertraut, und „es ist auch sattsam bekannt, mit welchen Schwierigkeiten der Gesang zu kämpfen hat bei der korrekten Durchführung der ohne Zweifel wirkungsvollen Melodie“ (K. Eichner in den „Kirchenmusikalischen Blättern“ [München 1921] 117).

Aber die Vergangenheit des Liedes entscheidet nicht notwendig über seine Zukunft. Schon Grisar (a. a. O. 56) hat darauf hingewiesen, daß der Wortlaut des Liedes an sich durchaus geeignet ist, als gemeinsamer Bekenntnisgesang der ganzen Christenheit gegen die anstürmende Macht des Unglaubens zu dienen, da sich ja in ihm die starke Zuversicht des Glaubensstreiters in die Hilfe und Macht Jesu Christi ausspricht. Es steht also nichts im Wege, dem Liede diese verbindende und versöhnliche Deutung zu geben. Freilich hängt es im wesentlichen von den Protestanten ab, ob sie sich zu einer solchen gedanklichen Loslösung des Liedes von dem Geiste der Reformationszeit und ihrer antikatolischen Haltung verstehen wollen oder nicht. Es ginge natürlich nicht an, daß die Katholiken das Lied gutmütig als ein Bekenntnis gegen Unglauben und Gottlosigkeit sängen, während die Protestanten es nach wie vor als gegen die „Papisten“ gerichtet betrachteten; denn alles, was nach einem unehrlichen Frieden aussähe, könnte das Verhältnis der christlichen Konfessionen zueinander nur verschlechtern. Alle Zeichen der Zeit

⁵ W 8, 709. Ebenso 1529: W 30 II 131.

aber mahnen die Christen mit der eindringlichsten Deutlichkeit, auf die Einheit bedacht zu sein — mit oder ohne Lutherlied. Max Pribilla S.J.

„Kirche, wo bist du?“

Unter obiger Überschrift wird in einer vielgelesenen Zeitschrift von einem ungenannten Verfasser der Versuch gemacht, die wiederholt einwandfrei nachgewiesene höhere Fruchtbarkeit der katholischen Ehen in Deutschland in Frage zu stellen. Die Beweisführung des Artikels stützt sich vor allem auf die Tatsache, daß in den Jahren 1934 und 1935 die Steigerung der Geburtenhäufigkeit in Oldenburg und Ostpreußen größer gewesen sei als in den „katholischen Gebieten“ Westfalen und Rheinland. Darauf ist zu erwidern, daß die Steigerung der Geburtenhäufigkeit in den Jahren 1934 und 1935 in erster Linie auf die Ehestandsdarlehen zurückzuführen ist, und daher naturgemäß dort am größten sein mußte, wo diese Darlehen am reichlichsten ausgeteilt worden sind. Also aus den örtlichen Unterschieden der durch Darlehen herbeigeführten Steigerungen der Geburtenziffern lassen sich gar keine Schlüsse auf die allgemeine Einstellung der Bevölkerung zur Geburtenfrage ziehen. Alle sachkundigen Beurteiler sind sich darin einig, daß eine dauernde Steigerung der Geburtenhäufigkeit nur durch Änderung der Gesinnung bezüglich der Kindererzeugung herbeizuführen ist. Wir nennen hier nur F. Burgdörfer, dessen Autorität auf diesem Gebiete gegenwärtig ja allgemein anerkannt wird. Er sagt in seiner Schrift „Volk ohne Jugend“ (2. Aufl. 1934 S. 89): „Jedenfalls wird man sich darüber klar sein müssen, daß wirtschaftlich-soziale Maßnahmen allein die Wiedergesundung und Gesunderhaltung von Volk und Familie nicht verbürgen können. Der Schaden sitzt tiefer. Er kann letzten Endes nur überwunden werden auf der Grundlage einer religiös-sittlichen Erneuerung, einer seelischen Umstimmung des Volkes in dieser seiner Lebensfrage...“

Ehestandsdarlehen, Bevorzugungen der Kinderreichen bei der Besteuerung, Gewährung von Kinderzulagen an Beamte und Angestellte sind sehr nützliche Maßnahmen, für deren Einführung wir

in dieser Zeitschrift schon seit Jahrzehnten eingetreten sind. Aber für sich allein können solche und ähnliche Maßnahmen einen gründlichen Wandel der Bevölkerung in der Einstellung zum Kinde nicht herbeiführen, besonders nicht auf die Dauer. Das ist nur durch eine Änderung der Gesinnung zu erreichen, und dabei ist aufrichtige Religiosität ein Faktor von entscheidender Bedeutung, wie wir das noch im Juliheft 1936 dieser Zeitschrift (Bd. 130 S. 407—418) an dem Beispiel der evangelischen Pfarrerrfamilien und der katholischen Theologenfamilien gezeigt haben. Dabei bleibt bestehen, daß ein Existenzminimum, das Vorhandensein der physischen Möglichkeit, Kinder zu ernähren, auch für den religiösen Menschen Voraussetzung der Eheschließung und Kindererzeugung sein muß. Wenn daher die wirtschaftliche Not einen Grad erreicht hat, der Familiengründung und Kinderaufziehung für die weitesten Kreise der Bevölkerung zur Unmöglichkeit macht, so ist ein starker Geburtenrückgang unvermeidlich. So liegen die Dinge z. B. in Österreich und vor allem in Wien, das für sich allein mehr als ein Viertel der Gesamtbevölkerung des verkleinerten Österreichs ausmacht. Die ungerechten und grausamen Bestimmungen des Friedens von Trianon haben in Rumpf-Österreich einen Staat geschaffen, dessen wirtschaftliche Lage geradezu verzweifelt war und nur sehr schwer zu verbessern ist. Vor allem mußte sich das bei der Millionenstadt Wien auswirken, die ihres Hinterlandes und damit der Grundlage ihrer wirtschaftlichen Existenz beraubt wurde. Diese mit elementarer Wucht in der Bevölkerungsbewegung sich auswirkenden Übelstände als Beweis der Einflußlosigkeit der katholischen Kirche hinzustellen, wie es in dem besagten Artikel geschieht, geht nicht an.

Die Methode, die Geburtenhäufigkeit der Religionsgemeinschaften durch Vergleichung der Geburtenziffern von Ländern oder Provinzen mit einem mehr oder minder großen Prozentsatz von Angehörigen der betreffenden Religionsgemeinschaft festzustellen, ist wissenschaftlich unhaltbar und führt zu Schlußfolgerungen, die sich bei genauerer Untersuchung im einzelnen als unrichtig erweisen. So zeigt z. B. die Einzelunter-